

Marie Veit

Alltagserfahrungen von Jugendlichen, theologisch interpretiert

1 Ausgangspunkt und Methode dieser Untersuchung

1.1 Die theologische Kompetenz der Gemeinde

»Theologie«, »theologisch« – das sind in unserem Kulturkreis Begriffe, denen einerseits Abstraktheit, Schwierigkeit assoziiert wird – eine Sache für Spezialisten, fast eine Art Geheimwissenschaft, weit entfernt von den Erfahrungen des Durchschnittsmenschen; ein wenig verdächtig auch in ihren Behauptungen, weil ja nicht nachprüfbar; Begriffe, die andererseits einen Autoritätsanspruch signalisieren, dem man sich zwar zu entziehen gedenkt, natürlich, den man aber nicht groß bestreitet, lieber auf sich beruhen läßt. Eine Sache für »die da oben«, oder besser: für *einige* »da oben«. Immer wieder berichten Studenten, daß sie groß angeschaut, befremdet bis amüsiert gefragt werden: »Theologie studierst du??«

Diese Situation ist ein Erbe der Zeiten, in denen die offizielle Kirche allerdings Macht über die Menschen besaß, aufs engste verbunden mit der Staatsmacht. Die Zeiten sind, bis auf Reste, vorbei. Doch auch in ihnen galt, daß die autoritative Lehre »von oben«, der zu widersprechen nicht ratsam war, niemals die *ganze* Theologie darstellte. Immer wurde auch an der »Basis« gedacht, geglaubt, Theologie gelebt; und sie war keineswegs immer identisch (etwa nur in »vereinfachter« Form) mit dem, was »oben« gelehrt wurde. Die Gemeinde, die ganz gewöhnlichen Kirchenmitglieder, hatten und haben ihre eigene theologische Kompetenz, auch wenn diese nur gelegentlich zu neuen Aufbrüchen »von unten« führte. Zu solchen Aufbrüchen (Reform- und Protestbewegungen vom frühen Mönchtum bis zu Reformation und frühem Pietismus und bis zur Bewegung der Basisgemeinden heute) gehörte meist ein Funke, der von »ein wenig oberhalb« der Gemeinde kam, einem einzelnen Mönch, einer Priestergruppe, einem einzelnen Theologieprofessor, der dem, was »unten« gedacht, erfahren, erlitten, vermutet wurde, nahe genug stand¹, um es zu formulieren und im Licht des Evangeliums (nicht der herrschenden Theologie!) neu zu bedenken – und mit einem Schlage wurde deutlich, was »unten« wirk-

1 Die Ambivalenz des Mittelstandes!

lich lebte. Es brachte und bringt dann, auch trotz oft schlimmster Unterdrückung, die ganze Kirche voran.

Aber auch abgesehen von diesen besonderen Zeiten ist die Gemeinde, d.h. die ganz gewöhnlichen Kirchenmitglieder, *immer* das eigentliche »Subjekt der Theologie«. Was »unten« geglaubt wird, das wird wirklich geglaubt und macht die Wirkung des Christentums in der Welt aus. Nur neue Erfahrungen, die »unten« gemacht werden, erneuern das Christentum wirklich. Jugend gehört zu denen »unten«. Wir haben Anlaß, uns mit der Theologie zu beschäftigen, die ihre alltäglichen Erfahrungen sie lehren.

1.2 Zur Methode

Es wird in diesem Beitrag keine empirische Untersuchung vorgelegt; vielmehr werden Erfahrungen beschrieben, die die Vf. für symptomatisch hält. Doch sei aus diesem Anlaß ein kurzes Wort über Empirie im religionspädagogischen Raum gesagt: Sie ist einerseits dringend notwendig, um sowohl die allgemein-sterile Rede von »dem Menschen«, der »letztlich immer derselbe« sei (die sich der Theologe endlich verboten sein lassen muß), zu überwinden als auch die unausweichliche Begrenztheit von Einzelerfahrungen zu überschreiten. Andererseits: Wie kommen theologisch und religionspädagogisch sinnvolle *Fragestellungen* für empirische Untersuchungen zustande? Hier muß etwas theologisch auffällig geworden sein, für symptomatisch gehalten werden, damit Empirie überprüfend tätig werden kann. Einen anderen Weg, so scheint mir, gibt es nicht.

Und so nimmt denn diese Arbeit Äußerungen Jugendlicher, beobachtete Begebenheiten oder auf solchen beruhende Literatur zum Anlaß, um von ihnen aus in das Erfahrungsfeld vorzustoßen, das bedacht werden soll. Zur Interpretation werden nicht *nur* theologische Erwägungen angestellt, sondern auch und meist vorweg human- und gesellschaftswissenschaftliche Analysen herangezogen, die aber, wie ich zu zeigen hoffe, theologische Relevanz besitzen.

2 Alltagserfahrungen von Jugendlichen

2.1 Die Jugendlichen in der »Leistungsgesellschaft«

Eine 15jährige Schülerin im Religionsunterricht: »Ach, wissen Sie, wenn es das wirklich gäbe, das mit der Gnade und der Vergebung der Sünden, dann müßte man doch viel öfter etwas davon merken. In Wirklichkeit muß man immer fit sein; man darf keine Fehler machen, sonst ist man gleich out. Vielleicht hat man ja mal einen Freund, der sich wirklich für einen interessiert; mit dem kann man dann auch mal über eigene Fehler reden – aber auch nur solange, wie man gegen *den* keinen Fehler macht. Die Kirche gibt einem von der Gnade nur die Idee, aber nicht die Sache selbst.«

Die Jugendliche vermißt schmerzlich, was sie sehr gern hätte und was andererseits den Kern kirchlicher Verkündigung und theologischen Nachdenkens ausmacht: die Wirklichkeit und Wirksamkeit von Gnade. Was sie antrifft in der (relativ behüteten) Welt, in der sie lebt, ist das genaue Gegenteil: Der Mensch wird festgelegt auf das, was er »gebracht« hat, sein gesellschaftliches Schicksal hängt davon ab, ob er Fehler macht (und »out« ist) oder sich »fit« zeigt. Brauchen würde man es schon, daß sich jemand »wirklich für einen interessiert« (unterkühltes Wort für Zuwendung und Liebe); aber es gibt es nicht, oder doch nur sehr bedingt. Wo? – nun, nicht etwa in der Kirche, sondern bei einem real existierenden Freund. Dort könnte man vielleicht einmal, zeitweise, ein Stück weit, das wirklich bekommen, wonach man sich sehnt – bis man »gegen den einen Fehler macht«, und man *wird* Fehler machen. Man ist ein Mensch . . . Beschrieben wird die Gnadenlosigkeit der »Leistungsgesellschaft«, und vermißt wird: die Inkarnation von Gnade. Eine Kirche, die nicht nur die Idee, sondern die Gnade selbst den Menschen brächte, müßte offenbar im antreffbaren Gegensatz zur »Leistungsgesellschaft« stehen: Licht in der Finsternis, wie es das Neue Testament von den Christen sagt. Sie müßte auffallen, ein »Zeichen, dem widersprochen wird«, im vollen Sinne subversiv, der Anfang von etwas ganz Neuem . . .

Es gibt Jugendliche, die an das Grundgesetz der gegenwärtigen Gesellschaft so voll angepaßt sind, daß sie den subversiven Sinn von Gnade gewissermaßen wittern. Ein 15jähriger Gymnasiast zum Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg: »Das darf aber nur vor Gott gelten, nicht in der Welt!« Daß jeder »in der Welt« bekommen müsse, »was er verdient«, erschien ihm (übrigens auch dem Großteil der Klasse) als ehernes Gesetz. Zum Beispiel müsse es aufhören, daß »der Fabrikant, der viel leistet, für die Arbeitslosen mitbezahlen muß, die gar nichts leisten.« Ihm schien also, im Gegensatz zu der zuerst zitierten Schülerin, in der gegenwärtigen Gesellschaft schon zuviel an »Gnade« inkarniert zu sein: Das Stückwerk an Solidargemeinschaft, das wir haben, wurde Gegenstand des Angriffs.

Was ist Gnade? Vom Wortsinn her: anmutvolle Zuwendung (χαρις), die erfreut (verwand mit χαρσιν). Sie ermöglicht ein Offenwerden des Menschen, das die Voraussetzung ist für eigenes Wirken, eigenes Lernen und Vorwärtkommen. I. Mann beschreibt², wie eine Münchener Rockerklasse, leistungsunfähig oder jedenfalls -unwillig nach dem Urteil des Sonderschulkollegiums, sich unter erfahrener Zuwendung verwandelt und als erstaunlich »leistungs«-fähig erweist. Jeder interessierte Lehrer kennt solche Beispiele. Diese »Zuwendung« ist kein Laissez-faire! Sie beginnt im Fall der Rocker mit dem Einstehen der Lehrerin für den Schwächsten

2 In: Die Kraft geht von den Kindern aus, Lollar 1978, (Edition zweitausend Bd. 57), 91ff. Vgl. auch H. Roth, Die besseren Blöden sprechen für sich, in: M. Veit (Hg.), Stumme können selber reden, Wuppertal 1978.

der Klasse, der den Brutalitäten der anderen ausgesetzt ist, und ihrer Ankündigung, zugunsten dieses Schwächsten Sanktionen zu ergreifen, wenn die Brutalitäten nicht aufhören. Gerade damit nimmt sie ihn, den Schwächsten, und die anderen, die Täter, voll ernst, »interessiert sich wirklich für sie«, wie jene Schülerin formulierte. Und es kommt eine Entwicklung in Gang, die ans Wunderbare grenzt.

Offenbar ist es keineswegs die Regel, daß Jugendliche auch nur im Bereich der Schule die Erfahrung solcher Zuwendung machen. Verständlicherweise, denn das vorhandene Schulsystem ist auf Leistungsdruck und Selektion begründet. Damit ist es geprägt von der doppelten Schizophrenie: Erstens wird unter Leistungsdruck weit weniger geleistet, als der Mensch leisten könnte und eigentlich leisten will, und zweitens wird von »Bildung« geredet, aber »Selektion« betrieben.

Für den Religionsunterricht, der verständlich machen will, was »Gnade«, was »Rechtfertigung ohne Leistung« bedeutet und wie gerade sie mehr lebendiges Tätigsein hervorbringt als aller Leistungsdruck (Gal. 5,6), entsteht so eine vertrackte Situation, wie die zuerst zitierte Schülerin sie knapp und klar zum Ausdruck bringt. Psychologisch gesprochen ist es die Situation eines »double bind«³: Verbal wird verdeutlicht, was Gnade sei; aber gerade wenn es sehr gut gelingt, fällt auf, daß die nonverbale Botschaft des gesamten Kontextes Schule das Gegenteil verkündet. Da die nonverbale Botschaft der realen Verhältnisse immer die stärkere ist gegenüber einer noch so gut gemeinten verbalen, muß der Jugendliche sich betrogen fühlen. Gibt es einen Ausweg?

Mir scheint, der einzige christlich mögliche ist der, eben diese Situation klar zu thematisieren. Es ergibt sich daraus, daß Kirche mehr Kirche werden muß, als sie es heute ist: gerade nicht identisch mit den Wertvorstellungen der umgebenden Gesellschaft, sondern (klarer und weniger zaghaft, als sie es heute gelegentlich schon tut) im Widerspruch zu ihr, um der Menschen willen. Aus dem Sich-betrogen-Fühlen wird so eine Zukunftsaufgabe ernster und nicht ungefährlicher Art, dringlicher als jede andere. (Natürlich muß der Schüler auch im Verhalten seines Lehrers, im deutlichen Eintreten für ihn als Menschen bei gegebener Gelegenheit, schon etwas von diesem Widerspruch bemerken . . .)

2.2 Die Jugendlichen in der Konsumgesellschaft

Das Dilemma des Menschen in der Konsumgesellschaft ist oft und unter verschiedenen Gesichtspunkten thematisiert worden. Einerseits verlangt das Wirtschaftssystem, daß konsumiert wird, damit der Absatz läuft, Investitionen sich lohnen, Wachstum gesichert scheint. Die ungeheure Ausbreitung und Aufdringlichkeit der Konsumwerbung entspringt dieser Situation, wechselnde Moden auf allen Gebieten heizen den Umsatz an, verlockende Angebote überstürzen sich. Andererseits: Gerade dadurch

3 J. Bateson u.a., Schizophrenie und Familie, Frankfurt 1969.

wird der Mensch unter Druck gesetzt. D. Riesman beschreibt⁴ die ständige nervliche Überanstrengung dessen, der »mithalten« muß, das Nicht-zur-Ruhe-Kommen des »außengelenkten« Charakters. E. Fromm⁵ diagnostiziert in der »Marktorientierung« als der vorherrschenden Charakterprägung eine sehr schwere und fast hoffnungslose seelische Erkrankung – hoffnungslos deshalb, weil sie zwar einen zentralen Ich-Verlust des Individuums bedeutet, dieses aber aus der Gesellschaft nicht ausgrenzt (wie andere, peripherere Erkrankungen) und darum lange Zeit nicht als Krankheit bemerkt zu werden braucht. H. Stubenrauch⁶ schreibt mit Bezug auf die arbeitenden Jugendlichen: »Sie müssen am ›Job – Arbeitsplatz‹ funktionieren wie eine disziplinierte Maschine, die im gemessenen Leistungsquantum ›Weg-mal-Zeit-gleich-Leistung‹ entlohnt wird, und sie sollen in ihrer Freizeit auf Teufel-Komm-Raus konsumieren. Das Grundmuster ihrer kulturellen Erziehung zielt darauf ab, sie schizophren zu machen: Gespalten in den sich mit Gefühlen, Bedürfnissen und Wünschen selbst aufopfernden Produzenten und in den seinen entgrenzten, ungestillt wuchernden Wünschen ausgelieferten Konsumenten.«

Was findet auf der Konsumseite des Lebens eigentlich statt? Die Quintessenz psychologischer Analysen ist, daß Ersatzbefriedigungen geboten und akzeptiert werden an Stelle dessen, was der Mensch, insbesondere der junge Mensch, eigentlich brauchen würde: reifen zu können, erwachsen zu werden, zu einer eigenen Beurteilung der Realität und zu selbstverantworteter Tätigkeit zu finden, fähig zu werden zur Liebe, zur Kooperation mit anderen, zu Feier, Spiel, Genuß. Schul- und Arbeitssystem aber lassen immer weniger jungen Menschen Raum zur Selbstfindung; auch in der Früherziehung der Familie läßt »emotionelle Kälte«⁷ seitens der selbst unter Druck stehenden Eltern oder aber »Pädagogisierung der Kindheit«⁸ viele Kinder die wichtigsten Voraussetzungen entbehren, die ihnen ein sicheres Gefühl ihres eigenen Wertes als Person vermitteln könnten. Damit fehlt der Impuls zum Reifen, zum Erwachsenwerden. Konsumgüter sollen die innere Leere überdecken, d.h. es liegt in ihnen ein Element des Betrugs.

Das gilt sowohl für diejenigen Jugendlichen, die sich unter gegenwärtigen Bedingungen noch allerhand an Konsumgütern leisten können (das Mofa oder Motorrad des Lehrlings, Lederkluft, teure Sportkleidung, Hi-Fi-Anlagen usw., durch Ratenkauf und Abzahlung ermöglicht), als auch für die wachsende Zahl derer, die es nicht mehr können. Für sie liegt es um so näher, sich die fehlenden Mittel auf irgendeine Weise zu beschaffen – oder

4 D. Riesman, *Die einsame Masse*, Hamburg 1958.

5 E. Fromm, *Psychoanalyse und Ethik*, Zürich 1954 (Der englische Titel lautet »Man for himself«!).

6 In: Th. Ziehe/H. Stubenrauch, *Plädoyer für ungewöhnliches Lernen*, Hamburg 1982, 261.

7 H.J. Döpp, Narziß: Ein neuer Sozialisationstyp?, im gleichnamigen Sammelband, hg. v. Häsing/Stubenrauch/Ziehe, Bensheim 1980.

8 H. v.Hentig, *Was ist eine humane Schule?*, München 1976, 44.

schließlich nach *dem* Betrugsmittel schlechthin zu greifen, den Rauschgiften nämlich, die sich nicht umsonst ausbreiten.

Die »innere Leere«, von der die Rede war, ist, psychoanalytisch gesehen, eine Ich-Schwäche, mit Neigung zur Regression⁹. Geradezu klassisch formuliert fand ich sie in der Äußerung eines Studenten, der, konfrontiert mit den Wachstumsphasen des Ich nach E. Erikson, meinte: »Und wenn ich nun keine Lust habe, erwachsen zu werden? Ich will ein Spielkind bleiben, wie mit sechs. Der Staat läßt schon keinen verhungern.« Das Phänomen scheint ursächlich verknüpft mit einer Gesellschaft, die zwar kurzfristig Gratifikationen gewährt, aber chaotisch unverläßlich ist in bezug auf die Zukunft. Die »magische Phantasie des Versorgtwerdens«¹⁰ ist Ausdruck einer gesellschaftlich-ökonomisch bedingten Infantilisierung, eines Festhängens in der oralen Phase. Die Stelle der versorgenden Mutter nimmt in finanzieller Hinsicht »der Staat« ein, in emotionaler die peer group der ähnlich strukturierten Altersgenossen¹¹.

Was hat der Theologe zu bedenken? Zweierlei, wie mir scheint. Erstens: Der unersetzliche Wert jedes einzelnen vor Gott, biblisch gesehen, steht der Entwertung eben dieses einzelnen zum ich-schwachen Konsumenten diametral entgegen. Zweitens: Es gehört leider nicht zur vorherrschenden Tradition im deutschen Protestantismus, das Selbstwertgefühl des einzelnen zu pflegen; im Gegenteil. Er, der Protestantismus, ist deshalb schlecht darauf vorbereitet, dem jungen Menschen heute beim Kampf um seinen Wert als Person zu helfen. Zum ersten: Auf dem Spiel steht vor allem der Glaube an Geschöpflichkeit und Auferstehung des Menschen. *Geschöpflichkeit*: Wie kann ich mich erfahren als ein Wesen, das mit seinem Leben, seinem Ich beschenkt wurde, um in seine Zukunft hineinzuwachsen, einiges vom Reichtum seiner Möglichkeiten zu realisieren, teilzuhaben an der Daseinsfreude des Geschaffenen – wenn ich ständig unter dem Druck einer Gesellschaft lebe, die den Nachweis des Habens von Konsumgütern (»Statussymbole«) von mir verlangt, wenn sie mich anerkennen soll? Wo Haben mehr ist als Sein¹², leidet die Glaubensfähigkeit Schaden. – *Auferstehung*: Wie kann ein Gott geglaubt werden, der den Menschen als Menschen nicht verloren gibt, der aus dem Tode neues Leben schenkt – wenn doch der Mensch sich selbst als *Menschen* kaum erfährt?

Wie kann Religionsunterricht dazu beitragen, daß »Menschen sich als Menschen« erfahren«?

Wenn es stimmt, daß der Mensch in der vorherrschenden Tradition des deutschen Protestantismus nicht sehr hoch eingeschätzt wurde (weit mehr als »Sünder« gesehen denn als »Geschöpf« oder gar als »neue Krea-

9 Beschrieben vor allem in der Narzißmus-Forschung, s. z.B. Anm.7.

10 Döpp, a.a.O., 21.

11 Vgl. zum entsprechenden studentischen Milieu J. Link, Das goldene Zeitalter, Frankfurt 1981.

12 Vgl. E. Fromm, Haben oder Sein, Stuttgart 1982.

tur«) – dann muß der Lehrer zuallererst diese misanthropische Tradition für sich selbst abbauen. Wer den Menschen sowieso für »schlecht« hält, wer keine Achtung vor ihm (auch dem Schüler, auch dem Hauptschüler!) hat, der wird sich schwertun, ihm bei der Verteidigung seiner Würde als Person, ja bei deren Entdeckung allererst, zu helfen. Der Gott der Bibel setzt auf den Menschen: Weder gibt Jesus seine Gegner auf, als hoffnungslose Fälle – er erzählt vielmehr die meisten seiner Gleichnisse für sie; noch hat der Gott des Alten Testaments eine abschätzige Meinung vom Menschen: Hiob 1 wettet er, daß Hiob tauge, nur der Satan setzt ihn hämisch herab . . .

Das aber bedeutet, daß es keinen Sinn hat, Jugendlichen das einzige, was ihnen in ihren Augen »Status« verleiht, ihre Konsumgüter nämlich, mies machen zu wollen. Nicht nur wäre das wenig aussichtsreich; es ist auch gerade das Gegenteil notwendig: Sie müssen überhaupt erst erleben, daß sie auch darüber hinaus von Wert sind. Für die Schule gilt: Ihre Beiträge, ihre Fragen, ihre Frechheiten, ja ihre Brutalitäten (dazu s. 2.3) sind wichtiger als Stoffplan und Zensur. Es ist in einer Zeit, die die Seele des Menschen ununterbrochen beschädigt, korrumpiert, verwahrlosen lassen will, damit er nur bei der Konsumstange bleibe, oft gar nicht leicht, dahin zu kommen, daß Jugendliche sich als Menschen spüren, zumal die verschütteten Quellen ihres Menschseins für Erwachsene schwer erreichbar sind. Wer hätte Christiane F.¹³ die Gedanken zugetraut, die sie und ihre Generationenossen entwickeln, wenn sie unter sich sind? Oder den Schülern von I. Mann und H. Roth¹⁴ ihre erstaunliche innere Kraft?

2.3 Jugendliche und die Erfahrung von Schuld

Landauf landab wird besonders aus den Hauptschulen über ständig zunehmende Brutalitäten der Schüler untereinander berichtet. Und zwar handelt es sich nicht um zielgerichtete Auseinandersetzungen, sondern um eine völlig diffuse Aggressivität: Wer zufällig vorbeikommt, wird attackiert und nicht selten schwer verletzt.

So auch an einer Hauptschule in einer rheinischen Großstadt, in der sich im Dezember 1983 das folgende ereignete: Die Schüler einer 7. Klasse waren seit langem durch eben solches brutale Verhalten aufgefallen; sie warfen mit Scheren, versuchten, sich gegenseitig die Kleidung in Brand zu stecken. Schließlich gewöhnten die Jungen sich an, ihre Mitschüler, Jungen wie Mädchen, zwischen die Beine zu treten, wobei eine 14jährige Portugiesin so verletzt wurde, daß sie zwei Wochen in der Frauenklinik liegen mußte. Weder Ermahnungen noch Strafen hatten genützt. Die Lehrerin bemühte sich nun, Mitgefühl für die Verletzte zu wecken, indem sie täglich Schüler zum Besuch ins Krankenhaus mitnahm: auch das änderte nichts am Verhalten in der Klasse. Hartgesottene Verbrecher? – Aber: Dieselben Jugendlichen liebten es, bei Kerzenlicht zu sitzen und Weihnachtslieder zu singen, kindlich-glücklich, versunken, als wäre sonst nichts. Hier knüpfte ihre Lehrerin eines Tages an: Während sie Kerzen verteilte und alle sich aufs Singen freuten, sagte sie den Schülern, daß zuvor etwas anderes geschehen müsse: Beichten nämlich. Jeder bekam ein Blatt, auf das er

13 Christiane F., *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo*, Hamburg ²³1981, 106ff.

14 Vgl. Anm. 2.

oder sie still für sich aufschreiben sollte, wem er/sie in der letzten Zeit einen Schaden getan oder einen Schmerz zugefügt habe. Niemand würde die Zettel lesen, sie selbst, die Lehrerin, schriebe auch. Nur einer der Jungen weigerte sich zuerst, schrieb dann aber auch wie alle anderen, holte sich noch einen zweiten Zettel, weil ihm so viel einfiel. Die Zettel wurden dann, ohne daß gesprochen wurde (»wir haben unsere Gedanken noch bei dem, was wir geschrieben haben«), in stiller Prozession in den Nachbarraum gebracht und dort an einer Kerze verbrannt. »Ich habe euch mal erzählt, daß die Menschen früher dachten, Feuer und Rauch brächten ihre Opfergaben zu Gott; so können wir uns jetzt vorstellen, daß das, was auf den Zetteln stand, nicht mehr bei uns ist, sondern bei Gott.« Die Klasse kehrte in ihren Raum zurück, die Lehrerin begann, die Kerzen anzuzünden – da sagte der schlimmste Treter nachdenklich in die Klasse: »Jetzt ist ein neuer Mensch geboren.« – Einige Tage nach dem Adventssingen zerriß ein Mädchen bei einer Rauferei auf dem Schulhof den neuen Anorak eines Jungen. Der Tritt blieb aus, er weinte bitterlich: Ein neues, erwachsenes Verhalten zu einem solchen Schaden kannte er noch nicht, das alte wollte er nicht mehr; es mußte ihm geraten werden.

Es sind sicherlich Sternstunden der Erziehung, wenn so etwas gelingt; und doch fallen sie nicht vom Himmel. Sie setzen längere Erfahrung von Interesse und Zuwendung voraus, die dann mit einem Mal zu ihrem Ziel kommt. Was ist geschehen? Die Jugendlichen kommen aus einer Welt, in der es kaum so etwas gibt wie Gut und Böse, vielmehr nur Stark und Schwach. Die Strafen, die Ermahnungen waren ihnen als Machtkampf zwischen den Lehrern und ihnen erschienen, ein Kampf, in dem sie hohnlachend die Stärkeren blieben. Jetzt aber, da niemand sie angriff, sondern die Lehrerin mit ihnen zugleich sich auf sich selbst besann, machten sie eine neue Erfahrung: Jeder für sich allein war wichtig genug, sein eigenes Tun zu bedenken, bei sich selbst zu verweilen, und es trat ein einfacher Ernst zutage, wie wohl niemand ihn diesen vernachlässigten Kindern zugebraut hätte. So sonderbar es klingen mag: Gerade die Besinnung auf ihre eigenen ungunstigen Taten gab ihnen Selbstwertgefühl, das Empfinden: Es ist nicht gleichgültig, was ich mit mir mache. Schuldfähigkeit und Selbstwertgefühl gehören zusammen.

Darin liegt zugleich die Erfahrung, daß »Image« und »Wesen« nicht dasselbe sind. In der durch Konsumwerbung bestimmten Gesellschaft kommt es scheinbar nur darauf an, wie man nach außen hin wirkt (vorzeigbar, attraktiv, dynamisch, flexibel . . ., die Prädikationen der Stellen- und Heiratsanzeigen sprechen Bände!), nicht, wer man wirklich ist. Für die Entdeckung des Selbst sind Gegenerfahrungen unerlässlich.

Aufmerksam machen möchte ich auch auf das *Moment der Erwartung*, das im Verhalten der Lehrerin liegt. Sie setzt voraus, daß die Kinder schon noch Erinnerungen daran haben, wie der Mensch eigentlich sein oder sich verhalten sollte, und daß ihnen die Gelegenheit geboten werden muß, diese auftauchen zu lassen und sich daran zu messen. Wie der biblische Gott erwartet, daß der Mensch auf seine Anrede eingehe, so brauchen es die Jugendlichen, daß positive Erwartungen an sie herangetragen werden.

Demgegenüber herrscht in der Image-Gesellschaft, der Verschleierungsgesellschaft, in der wir leben, ein Grundklima des Zynismus. Es kommt

nicht darauf an, wer der Mensch ist; wen interessiert das schon. Es kommt vielmehr darauf an, sich nicht erwischen zu lassen oder, wenn man doch erwischt wurde, geschickte Ausreden zu finden (bis in die hohe Politik hinein wird das heute für jedermann sichtbar). Hier wird nichts erwartet, hier wird verdrängt. Unbekannt geworden ist, daß die Tat den Täter verändert, daß er sich selbst Irreversibles antut, das nur durch Vergebung – nicht aufgehoben, sondern verwandelt werden kann.

Hier bestehen m.E. unmittelbare Zusammenhänge mit unserer nicht »bewältigten« Vergangenheit. Sie wird verdrängt, verleugnet, beschönigt, aber nicht, als »vergebene«, angeeignet, bearbeitet. Und doch ist sie voll gegenwärtig, wie ein Beispiel mir wieder zeigte: Eine Studentin, die aus einem kleinen Dorf in Osthessen stammt, berichtete, wie in diesem Dörfchen die geplante Volkszählung aufgefaßt worden sei: »Die Leute haben gesagt: Wir werden jetzt ausgesucht wie damals die Juden. Die Regierung will wissen, wer noch jung und gesund ist und einen Beruf hat, der noch gebraucht wird. Die kriegen dann einen Platz im Atombunker, und wir anderen eben nicht.« Das Auftauchen der Rampe von Auschwitz in der Gegenwartsdeutung der Leute – die wie selbstverständliche Annahme, daß Regierende wieder (»wie damals«) kalt über das Schicksal der meisten hinweggehen, reine Nützlichkeitsabwägungen anstellen werden – die totale Resignation derer, die immer die Betrogenen waren: Man weiß nicht, was einen in diesen einfachen Sätzen am meisten ergreift. Sicher aber ist: Jene Rampe ist nicht verschwunden. Sollten »die unten« ein klareres Empfinden für das, was Schuld bedeutet, bewahrt haben als die, die zu sagen haben?

Der Theologe lernt: Die Erfahrung von Vergebung, eine Ahnung auch nur davon, was es bedeuten könnte, mit vergebener Schuld zu leben (vgl. 1Kor 15,9f), gibt es im Umfeld der Jugendlichen nicht. Es ist alles von vorn zu beginnen.

2.4 »No future«

Wie gehen Jugendliche mit der Tatsache um, daß der Weiterbestand unseres Kulturkreises, ja der Menschheit durch Atomkriegsgefahr und Umweltzerstörung in Frage gestellt ist?

Es ist eine so ungeheuerliche Situation, daß wir Erwachsenen ihr kaum standzuhalten vermögen. Verdrängen, Fatalismus sind übliche Reaktionen; ohne ein Stück von beidem lebt wohl niemand von uns. Für die Jugendlichen aber kommt erschwerend hinzu, daß auch die berufliche Zukunft gefährdet ist. In einer Lebensphase, in der man sich stärker als in jeder anderen auf Zukunft hin orientieren muß, ist plötzlich, so sieht es aus, gar keine Zukunft mehr da.

»Es gibt einige Grundgewißheiten, die gegeben sein müssen, damit man das Leben schätzen kann . . . Eine wichtige Gewißheit dieser Art ist: Es wird eine Zukunft geben, die ich mitgestalten kann und in der Leben

möglich ist«, schreibt F. Steffensky¹⁵. Er stellt eine Gruppe von Studenten vor Augen, die die Überzeugung äußern, daß in 5 Jahren niemand von ihnen mehr am Leben sein wird.

Die Überzeugung geht durch alle Schichten. H.E. Richter schreibt von einem jungen Handwerker, der sich noch 10 Lebensjahre wünscht, um Natur zu erleben und einiges Vernünftige zu tun. Länger wird es nicht dauern, eher kürzer, denn »die oben fegen alles vom Tisch«.¹⁶ Er will sich sterilisieren lassen, obwohl er Kinder liebt; es hat keinen Sinn mehr, welche zu bekommen.

In dieser nüchtern-resignierten Sicht steckt so viel Lebensbejahung, so viel Wissen, daß es schön sein könnte zu leben, so viel Entschlossenheit, wenigstens etwas davon noch mitzubekommen, daß einen der helle Zorn packt über die Kriegsverbrecher¹⁷, die einer solchen Jugend die Zukunft verschließen. Und der Theologe wird sich plötzlich bewußt, wieviel Zorn der Männer (und Frauen) Gottes es in der Bibel gibt: über unverschämten Machtmißbrauch, über Rücksichtslosigkeit gegenüber Menschen in der schwächeren Position, über Bereicherung und Machtsteigerung auf Kosten »derer unten«.

Gibt es bei uns diesen Zorn? Ja, Gott sei Dank, wenigstens etwas davon, bei Jungen wie bei Alten. Leider stehen die Kirchen nicht vorne an dabei, wie es ihr prophetisches Amt wäre, sondern bleiben (bis auf Ausnahmen) noch immer in der Tradition des Beschwichtigens und des Herunterspielens der Gefahr.

Ist nicht bei uns, jahrhundertlang, der »Zorn Gottes« halb so wichtig erschienen (weil ja die Gnade ihn abzustumpfen schien) – sowie andererseits auch die Gnade nicht gar zu sehr geglaubt werden sollte (immerhin gab es ja die Drohung mit Gottes Gericht!)? In der Bibel gilt beides ganz: Wo Zorn, da Zorn; wo Gnade, da Gnade. Man muß befürchten, daß wir den Glauben an Gott durch eine bloße Gottesidee ersetzt haben; »leicht beieinander wohnen die Gedanken«, da läßt sich alles »ausgewogen« verteilen, auch Gnade und Zorn.

Wo ist Gott heute? Wohnt er in den Abgeklärtheiten akademischer Theologie? Oder wohnt er in dem Zorn, der Angst, der Trauer, der entschlossenen Auflehnung »derer unten«?

Die Frage stellen heißt sie beantworten. Der biblische Gott ist keine gleichmütige »Vorsehung«, die ungerührt über das Schicksal der Menschen hinwegginge. Er ängstet sich um sein Volk, er klagt (Hosea, Jesaja), er ist in jedem Fall »unten« zu finden (Mt 25!). »Glauben an Gott« kann heute nur heißen, daß wir ihm beistehen, indem wir den Menschen beistehen, ihrer Zukunft, ihren Lebensmöglichkeiten.

Daß es dabei um Glauben geht, wird für den Großteil der Jugendlichen,

15 F. Steffensky, *Feier des Lebens*, Stuttgart 1984, 70.

16 H.E. Richter, *Zur Psychologie des Friedens*, Hamburg 1982, 65ff.

17 So nur zu richtig Steffensky, a.a.O., 71.

der mit der Religion nicht mehr viel anfangen kann, nicht gleich ersichtlich sein. Was sie erfahren, wenn Ältere mit ihnen zusammen Widerstand leisten, ist gewissermaßen die Außenseite des Glaubens: Verlässlichkeit. Sie ist, wie Döpp¹⁸ hervorhebt, die am dringendsten benötigte Erfahrung junger Menschen heute.

Nun ist es aber bei weitem nicht die ganze Generation der Jugendlichen, die nüchtern-klar die Situation ins Auge faßt und sich darauf einstellt; und von diesen wiederum ist es nur ein Teil, der zur aktiven Gegenarbeit findet. Diese sind sicherlich, psychologisch gesehen, die am wenigsten gefährdeten. Es erwacht in ihren Gruppen ein Mut, eine Kreativität, eine Arbeitsfähigkeit, die staunen läßt, auch schon bei Dreizehnjährigen. Ohne solches Aktiv-Werden kann der nüchterne Blick auf unsere Situation sehr gefährlich werden. Die Zahl der Selbstmorde sehr junger Menschen nimmt zu.

Ein bewegendes Beispiel eines Fünfzehn- und einer Sechzehnjährigen berichtete der STERN aus Hamburg¹⁹; die beiden stürzten sich gemeinsam vom 15. Stock eines Hochhauses, weil »Europa nächstes Jahr in die Luft fliegt«. Wirklich nur deshalb?

Die Vorgeschichte zeigt, daß der Junge im »kalten Jugend-Schick der achtziger Jahre«, in dem seine Mitschüler »sich mehr für die neuen Farben der Lacoste-Hemden interessierten als für den Krefelder Appell«, in seiner Alltagswelt zu wenige Mitstreiter fand. Die »Clique«, die ihm Heimat gab, machte ähnliche Erfahrungen. Viele hatten sich schon eingesetzt, bei Demonstrationen oder anderen Aktivitäten. »Aber alles war immer umsonst«, und der Großteil nicht nur der Familien, sondern auch der Altersgenossen schaltete einfach ab.

Es ist eine allgemeine Beobachtung: Auf der einen (kleineren) Seite nimmt der Einsatz zu, auf der anderen politische Apathie mit oft geradezu bössartiger Abwehr von Informationen, ein Nicht-Wissen-Wollen, das wie ein Tabu wirkt – gerade auch in der Jugend. Bei den Bessergestellten führt diese Haltung zur totalen Anpassung, bei den Hauptschülern und den jungen Arbeitslosen zur Aggressivität und zur Neigung zum Rechtsradikalismus. Hinter beidem steckt die Verzweiflung an einer sinnvollen menschlichen Zukunft, hier besser, dort schlechter maskiert.

Dieser Großteil der Jugendlichen ist das getreue Abbild des Großteils der erwachsenen Menschen. Es kommt einem manchmal der biblische Begriff der »Verstockung« in den Sinn, des Nicht-sehen-Wollens. Aber ich neige dazu, ihn doch für ungerechtfertigt zu halten. Sind »verstockte«, verdeckt-verzweifelte und darum apathische Menschen nicht eher Opfer einer Situation, die sie nicht herbeigeführt, freilich auch nicht verhindert haben, die sie viel zu spät zu ahnen begonnen haben – und zu deren Bestehen sie einen Mut, einen Zorn und eine Hoffnung brauchen würden, die ihnen nirgendwoher zuwächst?

Was heißt in dieser Situation »Glauben an Gott«? Wie kann er gelebt, wie

18 Döpp, a.a.O., 20.

19 Nr. 8/84, 58ff.

kann er mitgeteilt werden? Im Beten und im Tun des Gerechten, so meinte D. Bonhoeffer²⁰, solle die kompromittierte Kirche sich erneuern und anwesend sein in den Sorgen der Welt; ihre »früheren Worte« dagegen müßten »kraftlos werden und verstummen«. Noch einmal daher: Die Erfahrung von Verlässlichkeit, als Außenseite des Glaubens, kann Raum schaffen für ein Verständnis der »Verlässlichkeit Gottes«, der auf dem Menschsein des Menschen insistiert.

2.5 »Recht« und »Macht« in der Erfahrung der Jugendlichen

Nachdem das (geheime) Hauptthema unserer Zeit, »no future«, angesprochen wurde, scheint es mir gut, ein Teilthema anzusprechen, das für die politische Gestaltung unserer Welt, wenn Zukunft ist, von größter Bedeutung sein dürfte. Wir leben in einem Rechtsstaat, und das heißt, daß die Macht der Mächtigen durch Gesetze eingeschränkt ist und durch Anrufung der Gerichte in diese ihre Schranken zurückverwiesen werden kann. Man sollte also meinen, daß »Recht« grundsätzlich vor »Macht« ginge in unserer Gesellschaft. (Dies wäre übrigens, so scheint mir, die Voraussetzung dafür, daß das zentral Christliche verstanden werden könnte: nämlich daß Gnade vor Recht geht.) Wir erleben denn auch gelegentliche spektakuläre Siege des Rechtes über die Macht, so etwa bei der Außerkraftsetzung der Volkszählung in der ursprünglich geplanten Form. Sind solche Siege Ausnahmen? Oder entsprechen sie der vorfindlichen Normalität? Welche Erfahrungen machen Jugendliche in dieser Hinsicht?

Da Jugendliche ihrem Status nach zu den Nicht-Mächtigen gehören, sind sie für unser Thema sicher besonders kompetent. Um so bestürzender ist, was sie zu sagen haben: So war eine ganze 10. Klasse (Gymnasium) bei der Geschichte von Naboths Weinberg der Meinung, Naboth sei an seiner Ermordung selbst schuld, »weil er sich mit dem König angelegt hat. Das darf man nicht tun.« Meine einigermaßen fassungslose Reaktion, daß Naboth doch nur sein gutes Recht verteidigt habe, führte zu (lebhaften bis heftigen) Äußerungen wie: »Ja, natürlich *darf* der König ihm nichts tun, aber er *kann* es doch, und darauf kommt es doch an!«, oder: »Es kommt darauf an, wer der Stärkere ist«, oder direkt: »Macht geht immer vor Recht.« Ich sammelte die Äußerungen an der Tafel, überschrieb sie mit »Heil Hitler« und wartete ab. Die Klasse verteidigte ihren »Realismus«²¹ mit Leidenschaft, brachte Beispiel an Beispiel: den Vater, der im Betrieb Ärger hat und dem Chef gegenüber nachgibt, obwohl dieser im Unrecht ist, »mein Vater wird doch sonst nichts mehr«; den Mieter, der entsprechend bei Ärger mit dem Hauswirt nachgibt, »vielleicht kann der ihm

20 D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, München 1951 (in den »Gedanken zum Tauftag von D.W.R.«, Mai 1944).

21 Vgl. dazu Fromms Äußerungen über die Krankheit des Realisten, a.a.O., 104f, und meinen Aufsatz »Kann Moralität ein Lernziel sein?«, in: G. Dautenbergu.a. (Hg.), Theologie und Menschenbild, Frankfurt/Bern/Las Vegas 1978, 103ff.

sonst eines Tages kündigen« usw. usw. Der Prophet Elia, der dem König entgegentritt (und dessen Namen ich, einsam für sich, auf der zweiten Tafel notiert hatte), erweckte Befremden, konnte höchstens als Ausnahme gelten, »wer ist denn schon Prophet . . .« Wir hatten mit diesem Thema längere Zeit zu tun. Meine Frage, ob es denn keine Gegenbeispiele aus unseren Tagen gäbe, förderte nichts zutage. Sind wir zurückgefallen hinter das Alte Testament, hinter das antike Rom?

Wieder, wie unter 2.1, stand die für die Jugendlichen erfahrbare Gesellschaft im Raum, und ihre Bereitschaft, statt dieser die Idee des Rechtsstaates hochzuhalten, schien gleich Null. Ich machte daraufhin in jüngeren Klassen die Probe aufs Exempel und erhielt die nachdenkliche Frage einer Zwölfjährigen: »Glauben Sie denn, daß man in der Schule Gerechtigkeit lernt?«

Manchmal wird einem bange angesichts des Verfalls der rechtlichen und moralischen Kultur, den wir uns leisten. Vor allem: »Das Ganze« wird nicht mehr gedacht. Man erinnert sich an H. Lefebvres Ausführungen über Totalität und Partizipation: »Ohne eine . . . Teilhabe an der gesellschaftlichen Totalität hat eine gesellschaftliche Teilgruppe weder Status noch Gewißheit . . . Ihre Alltäglichkeit zerfällt in gesellschaftlich beliebige interindividuelle Beziehungen.«²² »Das Ganze« wird offenbar als eine Art Dschungel erlebt, man meidet momentane Gefahren, nimmt mit, was sich bietet, je nachdem, was man sich in den gerade vorhandenen Machtverhältnissen erlauben kann. Welche gesellschaftliche Errungenschaft es war, die Rechte des einzelnen im Ganzen zu denken, ist Jugendlichen nicht mehr von ferne bekannt.

Religionspädagogik hat auf Grund der biblischen Texte die Möglichkeit, Gesetz und Recht als Gabe, als Geschenk zugunsten des Lebens, insbesondere des Lebens der Schwächeren, erfahrbar werden zu lassen. Machtkritik ist ja ein Hauptthema besonders der Prophetie. Dazu kommt der Versuch der ersten christlichen Gemeinde und vieler christlicher Gruppen nach ihr (Franziskus, Täufer), die »Macht« der einen über die anderen überhaupt abzuschaffen, gleiches Recht für alle herzustellen durch Abschaffung privater Besitzmacht. Wie ein roter Faden zieht sich dieser immer erneuerte Versuch durch die Geschichte der Christenheit, bis zu den christlichen Basisgemeinden Lateinamerikas heute. Aber die Vorstufe ist, und in der heutigen Gesellschaft (vor allem auch in der Schule) dringend erfahrbar zu machen: Recht gilt »ohne Ansehen der Person«, Recht geht immer vor Macht.

Unschätzbare Hilfe kommt dem Lehrer wie den Jugendlichen dabei durch Gegenerfahrungen im Großen, die zwar selten, aber um so wichtiger sind: das Scheitern des Volkszählungsgesetzes in seiner ursprünglich vorgesehenen Form oder der Amnestie für Steuerhinterziehung im Zusammenhang mit Parteispenden, die Rettung des Eisenberges bei Fulda

durch Volksprotest gegen militärische Planungen der USA ... Daß Recht gegen die Mächtigen durchgesetzt werden kann, sei es durch Spruch eines Gerichtes, sei es unmittelbar durch Protest, das ist *die* Erfahrung, die notwendig ist. Daß sie nicht (in einer am Sinn verzweifelnden, zufallsgläubigen Umwelt) als Glückszufall, als die unerhörte Ausnahme wie ein Lottogewinn erlebt wird, sondern ihren Wert als Gegenerfahrung behält, dafür wird der (Religions-)Lehrer Sorge tragen müssen: durch Wiedererzählen, durch Kundgabe seiner eigenen Freude daran, durch die Herausarbeitung des einfachen Tatbestandes, daß es sich so gehört, daß es *immer* so sein müßte und daß dafür zu arbeiten ist.

Narrativität gehört zur Theologie, man versteht neu, warum. Was erinnert, erzählt, am Leben erhalten wird, das kann weiterwirken, Ziele setzen, Möglichkeiten aufweisen – dem Zynismus und der Resignation entgegenwirken.

2.6 Die Liebe im Leben der Jugendlichen

Es ist ja nicht so, daß in der jungen Generation überhaupt keine Hoffnung auf große, lohnende Erfahrungen mehr lebendig wäre. Eine Stelle gibt es, an der noch in den jammervollsten Schicksalen Sehnsucht wartet, Hoffnung lebt – es scheint dem, der es lesend oder miterfahrend erlebt, oft wie ein Wunder. Ich meine die zentrale Jugenderfahrung der Liebe. Christiane F. in ihren ersten Nächten mit ihrem noch so jungen, gleichfalls drogenabhängigen Freund: wieviel Zartheit, Anmut, ja das altmodische Wort fällt einem ein: Innigkeit in ihrer sparsamen Erzählung!²³ Aus eigenem Anschauen kenne ich die große, tragisch endende Liebe zweier anderer drogenabhängiger Halbkinder: welche Verwandlung der Gesichter, der Gesten, wenn sie sich sahen, welche Opferbereitschaft füreinander, ja welches Glück. Ein Stück Heimatsuche liegt darin, auch der Wille und die Fähigkeit, sich gegenseitig Heimat zu bereiten, eine Oase zu schaffen in der chaotischen Welt, in die sie geraten sind. Hier ist es mit allem Zynismus vorbei, mit allem Maskentragen²⁴; hier kommt man endlich »auf Grund«. Um so schlimmer, wenn an diesem oft einzigen Punkt eine Enttäuschung erlebt wird. Die Schlagermusik, aber auch der Beatle-Song »Yesterday«, der um die ganze Erde ging, sprechen aus und sagen es den Jugendlichen vorweg, daß es auch hier ein Scheitern gibt.^{24a} In ihren Gruppen und Cliquen wird Rat gesucht, nach Gründen gefragt, werden Erfahrungen ausgetauscht, Bewältigungsmuster weitergereicht, Ratschläge erteilt. Aber auch der Religionslehrer ist gefragt, wie ich mehrfach erlebte: 7. Hauptschulklassen geben Fragezettel ab: »Was kann man gegen Liebeskummer tun?«, in einem Fall, einem noch jungen Lehrer gegenüber, um die Bemerkung erweitert: »Oder haben Sie keinen gehabt?« Ob in dieser Frage die Vermutung steckt, daß der Lehrer, als offensicht-

23 Christiane F., a.a.O., 326ff!

24 S. das Beispiel unter 2.1, vgl. o. 4.

24a Vgl. das genannte Beispiel unter 2.1.

lich beruflich erfolgreicher Zeitgenosse, eine solche Erfahrung des Scheiterns nicht gemacht haben könne? Jedenfalls steckt im Liebeskummer heutiger Jugendlicher oft *auch* das Element, sich als Versager zu fühlen, »es nicht gebracht zu haben«, die tolle Frau, den tollen Typ zu halten. Leistungsdenken auch hier; doch tritt es, solange die Liebe lebendig bleibt, hinter der stärkeren Erfahrung des Glücks und der Zugehörigkeit zurück. Da das Wissen, daß Zugehörigkeit nicht dauern muß, schon da ist, hat sich in der jungen Generation etwas ganz Erstaunliches ereignet: das Finden neuer Regeln nämlich, wie man sich verhält, solange zwei einander »gehören«, wie, wenn »Schluß gemacht« wurde. Mitten in einer Umwelt, in der ältere Ordnungen und Bindungen überall zerfallen, Fassaden mühsam aufrechterhalten, überkommene »Werte« beschworen werden, ohne daß es viel nützt, hat eine Jugend, die ihre Liebeserfahrungen weitgehend ohne Hilfe der Erwachsenen verarbeiten mußte, so etwas wie eine neue Moral entwickelt, die diesen ihren wichtigsten Erfahrungen Halt gibt. So gehört es sich nicht, »dazwischenzugehen«, solange zwei zusammen sind. Ich erlebte Schülerfeste, bei denen jede ihren Freund mitbrachte und nur mit ihm den ganzen Abend tanzte, nur mit ihm zusammensaß; die wenigen, die ohne Freund gekommen waren, blieben für sich und fanden weder Tänzer noch Gesprächspartner, gingen auch früh. Andererseits gehört es sich nicht, nach Beendigung einer Beziehung Eifersucht zu zeigen. Daß der frühere Partner zur Hochzeit eingeladen oder aber um irgendwelche Freundschaftsdienste für das neugebildete Paar gebeten wird, scheint keineswegs unüblich. Eifersucht wird, auch vom Eifersüchtigen selbst, als beschämend empfunden, als ein Besitzanspruch, der nicht gerechtfertigt ist, oder auch als ein Mangel an Stärke. Bedauernd sagte mir eine Siebzehnjährige, Lehrling in der Modebranche, daß ihr früherer Freund sich das Leben genommen habe: »Er hat es eben nicht gerafft, daß ich Schluß gemacht habe.« Eine Studentin, längst in neuer Bindung lebend, kümmerte sich um ihren früheren Partner wie eine verständnisvolle Mutter: »Er muß da drüber kommen.«

Fangen die Jugendlichen »zu früh« mit der Liebe an? Würden ihnen tiefgehende Schmerzen, zeit- und kraftraubende Umwege erspart bleiben, wenn sie sich die Zeit lassen könnten, erst selbst mehr auszureifen, in ihrer Identität sicherer zu werden, ehe sie sich voll auf die Liebe einließen? Andererseits: Geht der Liebesbeziehung etwas von ihrem Wert, ihrer Tiefe verloren, wenn von vornherein eingerechnet ist, daß sie vielleicht einmal endet? Die große Zahl junger Paare, die zusammenleben, ohne zu heiraten, zeigt, daß man sich auf diese Möglichkeit einstellt.

Deutlich bekam ich das in einem Traugespräch zu hören, als ich fragte, warum die beiden kirchlich getraut werden wollten; die Antwort des jungen Mannes war: »Ach, wissen Sie, wir möchten so gern, daß es hält. Und wir denken ja auch, daß es hält; sonst würden wir jetzt nicht heiraten. Aber es ist heute schwierig, es kann viel dazwischen kommen. Da meinen wir eben, die Kirche mit ihrer langen Tradition müßte einem dazu doch etwas sagen können.«

Hat die Kirche etwas zu sagen?

In der Linie ihrer Tradition läge es, die besorgten Fragen zu stellen, die oben formuliert wurden, bzw. sie überzeugt mit »ja« zu beantworten. In eben dieser Linie läge es, Jugendliche zurückzuhalten, von Ernst, von Pflicht und von Wartenkönnen zu reden. Die Trauformeln²⁵ klingen mehr nach angstmachender Strenge als nach Hoffnung und Freude. »Gott hat das alles viel schöner gemeint« (M. Frisch); ja, wahrhaftig, möchte man sagen. Eins ist ganz sicher: *Dieser* Ton hilft jungen Menschen nicht.

Dabei sind jene besorgten Fragen sicherlich nicht ohne Sinn. Man muß jedoch die weitere Frage stellen, warum sich denn das Jugendleben gegenüber älteren Vorstellungen²⁶ der bürgerlichen Gesellschaft (zu der die Kirche gehörte) so verändert hat. Ich nenne drei Gründe: die Permissivität der Konsumgesellschaft, die Erfindung der »Pille« und die weite Verbreitung sexualpsychologischen Wissens.

Zum ersten: Wo die Konsummentalität gesellschaftlich notwendig erscheint (damit die DM rollt) und durch eine psychologisch sehr geschickt ansetzende Werbung ständig neu erzeugt wird, da kann »Sex« nicht ausgeklammert werden. Die Permissivität der Gesellschaft gegenüber frühen Sexualbeziehungen²⁷ hat ihren Grund darin, daß der ein guter Konsument ist, der kein Bedürfnis aufschiebt. Ob das für diesen Konsumenten selbst, für seine Selbstfindung gut ist oder nicht, das interessiert nicht. Der Gruppendruck tut dann ein übriges: Eine junge Frau erzählte mir, daß sie als Fünfzehnjährige vier Wochen lang Abend für Abend mit ihrem Freund im Bett gelegen habe, ohne daß »etwas passiert« sei. Sie habe eigentlich noch gar keine Lust gehabt, aber: »Man mußte ja wenigstens so tun. Die anderen fragten schon, ob ich denn ewig Jungfrau bleiben wollte.« Konsum als Pflicht heißt Sex als Pflicht. Die Permissivität ist nicht weniger gnadenlos als die Rigorosität der Zeit der Effi Briest . . .

Die Erfindung der Pille andererseits hat Weltgeschichte gemacht. Die Hälfte der Menschheit, die zuvor aus Angst an der Realisierung ihrer Sexualität gehindert war, ist endlich frei, ebenso über sich selbst zu bestimmen wie die andere Hälfte seit je. Für beide Geschlechter heißt das: Die Jugendjahre können sexuell gelebt werden, auch wenn man noch lange nicht in der Lage ist, für ein Kind zu sorgen. Der Schritt von der ersten Liebe zur ersten sexuellen Begegnung kann leichter, angstfreier getan werden. Erfahrungen, auch mit sich selbst, können schon vor dem Erwachsenwerden gesammelt werden, die den Generationen zuvor im ganzen Leben nicht möglich waren. Gerade das führt aber auch dazu, daß die Jugendlichen für ihre Weise zu leben keine Vorbilder in der erwachsenen Generation finden, kein wirkliches Verstehen und keine Anleitung. Sie müssen sehen, wie sie zurechtkommen . . .

25 Muß bei der Hochzeit vom Tod die Rede sein??

26 Noch in den fünfziger Jahren erlebte ich, daß eine 20jährige Primanerin an einem sog. »Aufklärungsvortrag« nicht teilnehmen durfte, da sie dafür noch zu jung sei!

27 und außerehelichen Sexualbeziehungen überhaupt

Eine vielfach in Anspruch genommene Hilfe ist ihnen dabei psychologische Lektüre, von Illustriertenartikeln und -ratschlägen bis zu Wilhelm Reich und Erich Fromm. Soviel Verflachtes oder Halbverstandenes dabei auch übernommen werden mag: Sicher ist, daß sich Elemente sexualpsychologischen Wissens enorm verbreitet haben. Das kann zum Abbau neurotischer Ängste beitragen (noch mehr tut dies sicher die Übereinstimmung mit der peer group, der Gruppe der Altersgenossen; was »alle heute« tun, kann doch nicht schlimm sein!). Es kann freilich auch dazu führen, alles für machbar, bewältigbar zu halten, was im Liebesgeschick auf den jungen Menschen zukommt, wenn er nur genug »weiß«. Ein Irrtum, der tödlich sein kann (weil das Überich, durch ältere Normen geprägt, doch zu stark ist, oder weil die große Liebe auch großen, zentralen Schmerz bedeuten kann, dem man vielleicht nicht gewachsen ist) oder aber der oberflächlich machen, an den möglichen tiefen Erfahrungen vorbeigleiten lassen kann. Woher aber sollen junge Menschen das wissen, wenn sie mit ihrem geschichtlich neuen Erleben weitgehend allein gelassen sind – allein mit ihresgleichen, die zwar oft verständnisvoll, aber ebenso ratlos sind?

Gab es für frühere Generationen mehr Rückhalt? Wäre etwas davon wiederzugewinnen?

Döpp schreibt:²⁸ »In der Familie des gesicherten Bürgertums konnte das Individuum Kräfte sammeln, um draußen allein zu stehen. Unter heutigen gesellschaftlichen Bedingungen ist die Familie immer weniger ein kultivierender Schutzraum, wo Individualität und Produktivität sich ausbilden können. Für das Proletariat ist sie es nie gewesen. In den unteren Klassen wurde das Kind zu früh auf sich angewiesen: es blieb zeitlebens geschwächt.«

Familie als Zuflucht scheidet für die meisten aus; unsere Jugendlichen sind »heimatvertrieben«. Aber was ist mit der Kirche? Noch einmal: Hat sie, hätte sie etwas zu geben?

Ich denke schon, und Anfänge sind da. Wo Kirche Raum gibt, im ganz wörtlichen Sinn: Räume zur Verfügung stellt, in denen Jugendliche sich treffen und junge Erwachsene antreffen können (Jugendleiter, Sozialarbeiter, *vielleicht* auch Theologen), mit denen sie sprechen, von denen sie Sinnvolles hören, mit denen zusammen sie Probleme bearbeiten können – da ist schon viel geschehen. Allerdings ist die Voraussetzung, daß diese kirchlichen Mitarbeiter auch wirklich frei sind, ihrer fachlichen und persönlichen Kompetenz entsprechend zu reden und zu handeln, und nicht daran gebunden, doch wieder rigide ältere Normen samt der dazugehörigen Heuchelei zu vertreten. Wenn es, wie im Jahre 1983 geschehen, zur Kündigung eines Jugendleiters kommt, weil er nicht verbirgt, daß seine Ehe gescheitert ist und er eine Freundin hat, dann ist jeder Vertrauensansatz verloren. Der theologische Topos, der beim Thema »Die Jugendli-

chen und die Liebe« zu bedenken ist, scheint mir schlicht zu sein: Buße und Bekehrung – der Kirche, der älteren Christen! Statt die Menschen mit Normen beherrschen zu wollen, muß Kirche etwas ganz anderes tun: lernbereit werden, das Neue aufnehmen, Leben unterstützen, statt Macht über Gewissen auszuüben. Aufzugeben ist die Angst vor dem Chaos²⁹, das angeblich ausbräche, wollte man auf die alten Moralregeln verzichten. Es bricht ja nicht aus, die Jugend selbst ist schon vorangegangen mit dem Versuch, neue, ehrlichere Regeln zu finden. »Gott hat das alles viel schöner gemeint . . .«

Ist diese grundsätzliche Umkehr einmal erfolgt, dann zeigt sich, daß im Schatz der zweitausendjährigen christlichen Denk- und Erfahrungsgeschichte so manches liegt, was Jugendlichen heute helfen kann. Ich nenne eines, ein Thema, daß im Religionsunterricht der Klassen 7–10 immer wieder das größte Interesse gefunden hat: Unterscheidung und Zusammenhang von Eros und Agape. Die Liebe, die »Gefühl« ist, Sehnsucht, »Kind der Armut« (Platon), Jubel – die der Identitätssuche des Menschen ab der Pubertät entspricht, die tanzen will, wenn sie gefunden hat, die trauert bis zum Tod, wenn sie das Ende der Beziehung sieht. Die andere Liebe, die eine »Haltung des Willens« ist (Bultmann), die das Gute für den anderen will, Zukunft bauen, der Wahrheit entsprechen, die »nicht aufhört« (1Kor 13), auch wenn sie eine Beziehung beendet oder ändert – wie hängen sie zusammen? Jede von ihnen kann die andere nach sich ziehen, und eine geglückte und beglückende Partnerschaft ist die, in der beide (auf eine Weile oder auf Dauer) zusammentreffen: Agape der Baum, der zuverlässig bleibt, Eros die Blüten am Baum, die nicht immer blühen, aber immer wiederkommen.

Sicher hat eine Beziehung zwischen jungen Erwachsenen, die ihr Profil gefunden, die umfassende Identitätskrise der Pubertätsjahre vorerst abgeschlossen haben, eher die Chance zu dauern als eine zwischen Jugendlichen, die sich noch rasch verändern, auch verändern *müssen*. Die Frage ist aber, wie die Generation der Erwachsenen die versuchsweisen Beziehungen heutiger Jugendlicher ansehen soll. Blickt sie, geleitet von dem Prinzip der lebenslangen Einehe, ablehnend / mißgönnd darauf³⁰, so fällt sie als Partner und Lebenshelfer der Jugendlichen schlicht aus.

Daß es anders geht, zeigt ein sehr schönes Beispiel: Eltern, die abends ausgingen, erinnerten ihre 17jährige Tochter daran, daß ihr Freund um 22 Uhr die Wohnung zu verlassen habe. Bei ihrer späten Heimkehr mußten sie feststellen, daß sein Auto noch vor dem Hause stand. Die elterliche Beratschlagung, was zu tun sei, führte zu dem Ergebnis, daß am Morgen leise an der Tür der Tochter geklopft wurde; als sie öffnete, stand draußen niemand, nur ein Tragetablett mit einem Frühstück für zwei Personen. Zu solchen Eltern kann ein junger Mensch mit jedem Kummer kommen.

29 Vgl. J. Schumacher, *Die Angst vor dem Chaos*, Frankfurt/M. 1978.

30 Was S. Freud zum unbewußten Sexualneid der Älteren zu sagen hatte, sollte ebenso voll ins Bewußtsein genommen werden wie seine Beschreibung der unguuten Folgen langer Jugendabstinenz, z.B. in den »Beiträgen zur Psychologie des Liebeslebens« (1910–1912), in: *Ges. Werke*, Bd. VIII, 65ff.

Aufgabe von Herrschaft (des Mannes über die Frau, der Eltern über die Kinder, der Kirche über die Gewissen) ist vielleicht auf *allen* Gebieten die zentrale Lernaufgabe heute. Nicht Herren über die Gewissen, sondern Mithelfer zur Freude³¹, die hören und lernen, nicht *nur* warnen und hemmen, brauchen die Jugendlichen. Entspricht das nicht zentral der Offenbarung des biblischen Gottes, der Menschen *gewinnen*, nicht beherrschen will und gerade so ihr lebenspendender Schöpfer und Neu-Schöpfer ist?

2.7 Schule und Lernen

Wer lange Zeit als Lehrer tätig war, hat der Erfahrung kaum entgegen können, daß sich das Verhältnis der Jugendlichen zur Schule stark verändert hat. Einige Schlaglichter: Waren in den 50er Jahren Jugend»streiche«, die den Lehrer necken oder hereinlegen sollten, noch durchaus üblicher Bestandteil des Schullebens, Abiturkommerse eine willkommene Gelegenheit, die »Pauker« hochzunehmen, so haben solche Unternehmen heute eher Seltenheitswert. Bildeten die Schüler, die Streiche ausheckten, damals eine verschworene Gemeinschaft, aus der man so leicht keinen »Kronzeugen« herausbrechen konnte, so ist es heute mit der Solidarität der Schüler untereinander nicht mehr weit her. Was speziell den Religionsunterricht betrifft: Versuchten Schüler der Pubertätsjahre früher an allen Säulen zu rütteln, unerbittlich »Zweifels«fragen zu stellen, insistierend ihre eigene Meinung dem Lehrer entgegenzustellen (was den Unterricht in diesen Jahrgängen so besonders reizvoll und interessant machen konnte), so begegnet der Lehrer heute weithin einer Gleichgültigkeit, ja einer Apathie, die ihn selbst zu lähmen droht. Junge Damen einer Klasse 12 bemerkten: »Die Lehrer meinen immer, die Schule wäre so wichtig; Gott ja, man will am Ende das Papier haben, da arrangiert man sich eben. Es ist so ähnlich wie mit den Eltern, sie sind ja ganz nett vielleicht, und man braucht sie auch noch, vor allem wegen dem Geld; da arrangiert man sich eben auch. Aber *leben*, leben tut man doch woanders!«

Sich arrangieren also – mit dem Lehrer, der ganz etwas anderes will: über Glauben und Wahrheit reden, sich auseinandersetzen mit jungen Menschen, die ihre eigenen Gedanken haben; einführen in die Schatzkammer biblisch-theologischen Denkens, anbieten, austeilen, nach Konsequenzen für das heutige Leben fragen. Schon vor zwanzig Jahren meinte eine Fünfzehnjährige (auf die Frage einer Mitschülerin hin, ob es wirklich einen Gott gebe), daß man darüber doch nun wirklich nicht zu reden brauche, denn »im Westen glauben wir doch nun mal an Gott!« Konvention statt Wahrheitssuche, die sich nicht zu lohnen scheint . . .

Was auffällt, ist, daß die Jugendlichen von der Schule für sich selbst, als Menschen, nicht viel erwarten. Eine interessante Begründung dafür gibt

Ziehe³²: Die Schule hat infolge des Kulturbruches, den wir erleben, ihre »Aura« verloren, die sie früher einmal umgab, sie ist »entleert«, »entauratisiert«. Gemeint ist, daß die Schule früher durch drei gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten gestützt wurde, die heute nicht mehr bestehen, nämlich durch die »Gratiskraft« der tradierten Kultur, deren Wert außer Frage stand, ferner durch ein Generationenverhältnis, das dem Lehrer schon als Vertreter der Erwachsenenwelt eine »Türhüterrolle« zuwies, und schließlich durch die Identitätsnähe von Arbeits- und Selbstdisziplin beim Menschen *vor* der Zeit der Überproduktions- / Konsumgesellschaft. Den Streß der heutigen Schule, für Schüler *und* Lehrer, führt Ziehe auf eben diesen emotionalen Verlust zurück. Überdruß, Langeweile, lähmende Apathie breiten sich aus, wo man seine Zeit absitzen, auch noch »Leistungen« bringen muß – und doch nichts zu erwarten hat außer eben den Noten, die man zum Weiterkommen braucht.

Es gibt Gegenbeispiele. Eine Hauptschulkasse in sozial benachteiligtem Gebiet einer hessischen Großstadt steht mir vor Augen, deren Schüler Leere und Langeweile wie üblich teils mit Schwänzen, teils mit Brutalitäten beantworteten – bis es einem Lehrer gelang, sie vom Fach Polytechnik her zu interessieren. Es lief über Kochen und Backen; was hergestellt wurde, schmeckte (ein gutes Argument!); aber der Sprung zu Einsatz und Interesse gelang erst richtig, als die Schüler angeregt wurden, Schulfrühstück für die anderen Klassen herzustellen und zu verkaufen. In die Klassen gehen, zu zweit, um Bestellungen aufzunehmen – welcher Schritt! Die größten Krakeeler hatten dazu zuerst nicht den Mut. Je nach Bestellung Mengen berechnen (sie lernten dabei sogar den Dreisatz), verantwortlich einkaufen – welche neue Erfahrung! Türkische, italienische, jugoslawische Rezepte ausprobieren – welche neue Stellung der Ausländer in der Klasse! Zu Hause wurde geübt, solche »Schularbeiten« gefielen auch den Eltern (vor allem natürlich der Mädchen). Es kam so weit, daß die Klasse bei Schulfesten kochte, erst für die eigene, dann auch für andere Schulen. Ein Rezeptbuch entstand, selbstgeschrieben (welche Mühe mit leserlicher Schönschrift und Orthographie!), photokopiert, für jeden selbst und zum Verschenken und Verkaufen. Zum Schulabschluß war so viel Geld beisammen, daß eine Auslandsreise gemacht werden konnte.

Mit Absicht habe ich ein Beispiel aus der ganz normalen Schule gewählt, nicht aus der pädagogischen Alternativszene. So wichtig deren Versuche sind, sie betreffen vorerst nur wenige Schüler; die alltägliche Schulsituation *aller* zu bedenken ist wichtiger und muß auch den Hintergrund jener Versuche bilden, wenn sie nicht elitär und damit für das Ganze steril bleiben sollen. Was zeigt das Beispiel?

Es handelt sich um ein umfassendes, mehrere Schuljahre übergreifendes Projekt. Durchbrochen ist die »Taylorisierung« des üblichen Unterrichts, die sinnzerstörende Scheibchenlernerei. Sie degradiert den lernenden Menschen zu einer Art Maschine, die, mit Stoffen und Lernzielen gefüttert (Input), eben diese in Tests wieder von sich geben soll (Output). Das Projekt setzt an die Stelle ein sinnvolles Ganzes, zu dem alle beitragen; die Arbeit muß so eingeteilt werden, daß das Ganze gelingt, jeder einzelne

Beitrag ist wichtig, Verantwortung wird übernommen, Kooperation erfahren, wachsendes Können erlebt. So wird *menschlich* gelernt, Kulturtechniken wie Rechnen, Schreiben, freie Rede ebenso erworben wie Kochen, Einkaufen, Geltenlassen fremder Bräuche. Arbeitshaltung entsteht (das Üben zu Hause), gesellschaftliche Geltung derer, die etwas können, wird erlebt; Selbstwertgefühl und Zusammengehörigkeitsgefühl bilden sich heraus.

Wo Projektunterricht versucht wird, auch in kleinerem Rahmen und über kürzere Zeiträume, kann vielfach die Erfahrung gemacht werden, daß Apathie verschwindet, Interesse, Kreativität und Arbeitslust sich zeigt. Dem Theologen kommt in den Sinn, daß jene Apathie vielleicht nichts anderes ist als die Abwehr einer Arbeits- und Lernordnung, die der Bestimmung des Menschen widerspricht. Er *will* nicht Maschine sein, die abarbeitet, was vorgegeben ist, er will Zusammenhänge sehen und erleben, »Herr« sein einer kleinen, in sich sinnvollen Welt, d.h. mit-wirken, mit-bestimmen. Wenn er sich taub stellt gegen ein entmenschendes System: Hat er nicht recht?

»Sünde in den Strukturen«, Sünde überindividuell, im System liegend: An vielen Stellen tritt sie heute zutage, so auch hier. Taylorisierung der Arbeit wie des Lernens ist Leugnung des Menschen. Widerstand muß geleistet, Auswege müssen gesucht werden, solange das Lernsystem nicht im ganzen umgestaltet werden kann.

Und die Lehrer?

Ziehe stellt heraus und aus zahlreichen Erfahrungen wie auch Krankheitsstatistiken ist bekannt, daß sie ständig überanstrengt sind³³. (Übrigens galt das von dem obengenannten Hauptschullehrer zeitweise auch; er machte Gebrauch von der Möglichkeit, auf eine Zweidrittelstelle zu gehen, um durchhalten zu können.) Ziehe fügt hinzu, daß die Lehrer den Schülern oft geradezu leid tun; auch *ihre* Arbeit ist durch das technokratische Unterrichtssystem um ihren Sinn, ihre Ganzheit gebracht. In den Klagepsalmen heutiger Lehrer, die bei einer Tagung entstanden³⁴, schlug sich das in einfacher, überdeutlicher Weise nieder.

Leugnung des Menschen, Verhinderung seines Menschseins an einer der wichtigsten Stellen des Lebens, im Lernen und Lehren: Das ist zugleich Leugnung Gottes. Ein Religionsunterricht, der sich dem herrschenden Lernsystem einfach anpaßt, hat seinen Gegenstand bereits verloren, genauer: Er widerspricht ihm in sich selbst.³⁵

2.8 Ideologieanfälligkeit und mangelnde Frustrationstoleranz

Kulturabbruch, Lernunlust, innere Leere – woran kann der junge Mensch sich halten? Das Leben im »Dschungel«, von dem oben (s. 2.5) die Rede

33 Ders., 129ff.

34 Vgl. M. Veit, Die Psalmen und wir, EvErz 32 (1980) 467ff.

35 Daß der genannte Lehrer konfessionslos ist, sich als (toleranten) Atheisten versteht, hat demgegenüber mit »Gottesleugnung« natürlich *nichts* zu tun!

war, die Zufälligkeiten des »Glück-« und »Pech-Habens« können ja nicht genügen. Hunger nach Sinndeutung war sicher ein Hauptgrund der Wiederentdeckung der religiösen Dimension, ist ein Hauptgrund des Erfolges autoritärer Jugendsekten (vor allem bei Mittelschichtjugendlichen) und rechtsradikaler Ideologien (vor allem bei Hauptschülern). Dennoch ist es immer wieder erstaunlich, wie kritiklos Jugendliche bereit sind, Gurus und »Führern« zu folgen. Was liegt dahinter?

Zwei Beispiele aus dem Gymnasialunterricht:

Eine Vierzehnjährige meinte, es sei doch ganz gut, daß die Katholiken den Papst hätten; denn »die haben wenigstens etwas, woran sie sich halten können, wenn es vielleicht keinen Gott gibt und man die Bibel schwer verstehen kann.« Schwerwiegender noch die Erfahrung in einer Abiturklasse, die seit drei Jahren im Fach Erziehungswissenschaft an wissenschaftlichen Texten zu arbeiten gewöhnt war, Psychologisches, Soziologisches, Philosophisches mit Einsatz und Interesse erarbeitet hatte. Im letzten halben Jahr kam Riesmans »Einsame Masse« an die Reihe, wo es im letzten Kapitel heißt³⁶: »Genauso kann das, was meine Mitarbeiter und ich vorzubringen haben, sehr weit am Ziele vorbeigehen. Unser eigener Charakter, unsere geographische Lage und unsere eigenen Illusionen verengen unvermeidlich unsere Sicht.« Und weiter: »Habe ich auch in diesem Buch vieles gesagt, dessen ich nicht ganz sicher bin . . .« Die Reaktion der Klasse, die sich zuvor mit dem gewohnten Eifer um das Buch bemüht hatte, war geradezu frappierend. »Was will denn der Kerl?« hieß es, schrill vor Zorn, »wenn er selbst nicht genau weiß, ob seine Sachen stimmen, dann soll er keine Bücher schreiben!« Und: »Ist das etwa bei *allen* Wissenschaftlern so? Wozu befassen wir uns dann damit?« Empfohlen wurde, »den ganzen Kram zum Fenster hinauszuwerfen.«

Es muß hinzugefügt werden, daß der »methodische Zweifel« (der nicht endet!) wissenschaftlichen Denkens, der Aspektcharakter jeder Wissenschaft, Hypothesenbildung als Versuch, Befunde zu ordnen, ausführlich und immer einmal wieder Gegenstand unterrichtlicher Besinnung gewesen war – und verstanden schien. Plötzlich aber wurde *emotional* erfaßt, daß es eine absolut gültige und unanfechtbare »Lehre« innerhalb der Wissenschaften nicht geben kann, und der Aufstand war da. Die Lehrerin hatte Mühe, deutlich zu machen, daß die Befunde / Beobachtungen ja blieben, daß der Forscher seine Hypothesen darüber, wie sie zu deuten seien, durch Publikation seines Buches in die wissenschaftliche Diskussion einführe und daß es einen anderen Weg, wissenschaftlich voranzukommen, nicht gebe – lauter Überlegungen, die längst vertraut waren und doch im Moment der Unsicherheitserfahrung nicht trugen.

Ähnliches zeigt sich heute bei Theologiestudenten, wenn vertraute historisch-exegetische Annahmen aufgegeben und, mit Gründen, durch andere ersetzt werden (Johannesevangelium, Zeitanatz des Jahwisten). Der grundsätzlich hypothetische Charakter von Wissenschaft wird schwer ertragen; Frustrationstoleranz ist Mangelware.

Was fehlt hier? Sollte nicht, gerade im Ausstrahlungsbereich evangelischen Denkens, längst klar sein, daß nichts Immanentes absolut gesetzt

werden kann – also auch nicht die Ergebnisse von Wissenschaft? Daß diese um so »wissenschaftlicher« ist, je deutlicher sie ihre eigene Relativität aufzeigt – wie Riesman in jenen Sätzen am Schluß seines Buches? Wo die Fähigkeit nicht besteht, Fragen offenzulassen, nachdem sie soweit wie möglich geklärt wurden – mit offenen Fragen zu leben, ohne das weitere Nachdenken aufzugeben –, da wird schnell nach der Ersatz-Sicherheit irgendeiner sich absolut setzenden Lehre oder Person gegriffen werden. Und damit ist, auf allen Bildungsebenen, Ideologiefälligkeit gegeben. Dieses »Offen-lassen-Können« aber setzt voraus, daß der Mensch selbst einen festen inneren Kern entwickeln konnte³⁷, sich als ein Wesen mittlerer Größe³⁸, das nicht alles weiß, kann oder überschaut, bejahen kann. Luthers Unterscheidung von *securitas* und *certitudo* könnte hier vielleicht hilfreich sein: *securitas*, die meint, sich auf Vorfindliches, z.B. auf die eigenen Werke oder auf den »Buchstaben« irgendeiner Lehre, verlassen zu können; *certitudo*, die aus Vertrauen kommt und deshalb Risiken, Unabgeschlossenheiten, eben Offen-Bleibendes ertragen kann. Im Bild gesprochen: Der Fels einer zeitlos richtigen Lehre, auf der man sich ausruhen zu können glaubt, ist trügerisch, geschichtliche Erdbeben können ihn heben; aber: fliegen lernen (und erfahren, daß die Luft trägt), schwimmen lernen (und erfahren, daß das Wasser trägt), darauf käme es wohl an. Psychologisch: Identität ist zwar nie abgeschlossen; aber dennoch muß, gerade in den Jugendjahren, Identität gefunden und bestätigt werden, der junge Mensch seiner selbst so gewiß werden, daß er sich zu schade ist, sich von irgend jemandem die weitere Wahrheitssuche abnehmen zu lassen. Glaubensfähigkeit ist das Gegenteil von Ideologiebereitschaft. Bei unserer geschichtlichen Herkunft aus einer ideologisch herrschenden Kirche ist das nicht immer leicht zu verstehen. Aber Kirche ist veränderbar, und sie ist, in Teilen, auf dem Weg, den Menschen, die ihr nicht gehören, denen sie zu dienen hat, bei ihrer Selbstfindung zu helfen.

2.9 Die jugendliche Frau

Gibt es innerhalb der Erfahrungen, denen Jugendliche heute ausgesetzt sind, solche, die besonders für die Mädchen gelten? Gibt es prinzipielle oder nur graduelle Unterschiede im Erleben des jugendlichen Mannes und der jugendlichen Frau?

Graduelle gibt es auf jeden Fall. Die Schwierigkeit, einen Ausbildungsplatz zu finden, ist für die Mädchen, wie bekannt, wesentlich größer als für die Jungen. Zum Lehrerstudium schreiben sich, seit die Einstellungschancen sinken, mancherorts fast nur noch Frauen³⁹ ein: Sie wollen irgendeinen Abschluß haben, für alle Fälle, das Lehrerstudium ist relativ

37 Hebr 13,9!

38 Vgl. zum Folgenden H.E. Richter, *Der Gotteskomplex*, Reinbek 1979 (passim).

39 Die wenigen männlichen Studenten wählen gern das Fach Sport: Wer die Fußballjugend trainiert, kriegte Beziehungen und rutscht eines Tages in eine Beamtenstelle hinein – auch eine Chance, die Frauen nicht offensteht!

kurz, so wird es »mitgenommen«; Chancen rechnen sie sich nirgendwo aus. Bei vielen zeichnet sich eine Rückwendung zu traditionellen Rollenmustern ab (sofern sie überhaupt schon aufgegeben waren; die deutlich hörbaren Stimmen der Feministinnen täuschen über ihre Zahl!): Sich gut zu verheiraten, um versorgt zu sein, wird ihnen auch von den Eltern nahegelegt.

Von der technologisch bedingten Arbeitslosigkeit sind auch gerade Frauenberufe betroffen. Eine Hauptschulklasse, die im Rahmen eines Projektes Berufsmöglichkeiten bei der Post erforschte, bekam zu hören, daß die Mädchen ein »richtiges Handwerk« lernen sollten, sich ja nicht auf Aushilfsarbeitsplätze, wie die Post sie immer anbot (und fast nur mit Frauen besetzte), einstellen sollten; »die fallen alle weg«, hieß es, »die Muttis brauchen wir nicht mehr.« Aber woher einen Lehrplatz im »richtigen Handwerk« nehmen?

»Dienstboten wieder gefragt«, lautete die Überschrift eines Zeitungsartikels. Es ging um Haushaltsstellen für Frauen. Daß es den Begriff »Dienstbote« schon seit den zwanziger Jahren offiziell nicht mehr gibt, störte nicht; besprochen (und begrüßt) wurde nur die Tatsache, daß Geldmangel wieder Frauen bereit macht, solche Stellen anzunehmen.

Das heißt aber: Die No-future-Situation stellt sich für die jugendliche Frau noch einmal anders dar als für ihre männlichen Altersgenossen. Einerseits ist sie verschärft davon betroffen; einen qualifizierten Beruf, gar den Beruf ihrer Wahl, kann sie noch schwerer erreichen als er. Andererseits gibt es für sie möglicherweise Nischen, die der junge Mann nicht so ohne weiteres findet: In abhängiger Haushaltsstellung hat man wenigstens sein Brot (vielleicht, bei viel Glück, sogar seine Sozialversicherung). Um den Preis der Aufgabe eigener Lebensziele kann man, als Mädchen, seinen Lebensunterhalt eher sichern.

Hier setzt sich eine Tradition, die ohnehin noch sehr stark wirkte, aus der Notsituation der Arbeitslosigkeit heraus fort. Die Geschlechter werden nicht als gleichwertig erlebt. Theologisch war dies gestützt durch die Auffassung von der schöpfungsmäßigen Unterordnung der Frau⁴⁰, durch Festschreibung biblischer Aussagen wie Gen 3,16 ohne Rücksicht auf die ökonomisch-politische Entwicklungsstufe Israels, der sie angehören – der aber ganz andere, gerade auch in bezug auf die Stellung der Frau⁴¹, voraufgegangen waren. Ontologisch-ungeschichtliches Denken wurde für die Selbstauffassung der Frau zum Hemmnis, zum »Gesetz«.

Nun ist religiös-theologische Tradition für die große Mehrzahl der Jugendlichen nicht mehr unmittelbar wirksame Autorität. Jedoch wirken in der »neutralisierten Religion«⁴² gerade Elemente der Selbstauffassung

40 Vgl. noch D. Bonhoeffers »Traupredigt aus der Zelle«, publiziert in den verschiedenen Ausgaben von »Widerstand und Ergebung«, hg. v. E. Bethge.

41 Vgl. die Gestalten der Mirjam, der Debora: F. Crüsemann u.a., Als Mann und Frau geschaffen, Gelnhausen 1978.

42 D. Stoodt, Religiöse Sozialisation und emanzipiertes Ich, in: K. W. Dahm u.a., Religion – System und Sozialisation, Darmstadt/Neuwied 1972, 220ff.

des Menschen verhängnisvoll weiter, ohne daß ihr Ursprung noch bekannt ist.

Allerdings stehen solchen Traditionsresten gerade bei diesem Thema, der Stellung der Frau, mächtige Gegenkräfte aus der neueren gesellschaftlichen Entwicklung auch entgegen, und ein Teil der weiblichen Jugend ist davon bereits stärker bestimmt als von Notsituation und alten Rollenmustern. Ich meine die sexuelle Befreiung der Frau durch die »Pille« (s. 2.6). Selbstbestimmung auf diesem zentralen Gebiet muß die Selbstauffassung im ganzen ändern. Und so sehen wir denn einen Teil der jugendlichen Frauen selbstbewußt, nüchtern und sehr selbständig nach eigenständigen Möglichkeiten in der insgesamt verfahrenen Jugend- und Gesellschaftssituation suchen. In der Alternativbewegung z.B. sind gerade junge Frauen eher überrepräsentiert, oft bestimmend, zumindest aber gleichberechtigt, in der Friedens- und Ökologiarbeit ebenso wie in den alternativen Erziehungsversuchen. Von Kooperativen, in denen junge Arbeitslose sich zusammenschließen, um selbstverwaltete Betriebe aufzubauen, gilt ähnliches. Der Mut, als jugendliche Frau selbst zu sagen, wie man leben, was man lernen, arbeiten, wie man lieben will, selbst zu entdecken, wer man ist, dieser Mut ist da und breitet sich aus.

Das Gegenbild stimmt freilich auch: Nicht immer aus Überzeugung, eher aus Flucht in ältere, scheinbar Sicherheit gebende Verhaltensformen geben sich Studentinnen wieder »mädchenhaft«, zeigen sich »angenehm«, nachgiebig, anpassungsbereit. Von weiblichen Lehrlingen und Arbeitskräften wird ähnliches berichtet. »Angst macht brav«, sagte mir die Inhaberin eines Friseursalons, befriedigt.

So stellt sich denn das Bild der jugendlichen Frau uneinheitlich dar, noch mehr als das der Jugend insgesamt. Fragen wir nach dem, was Kirche beitragen könnte, um ihr bei der Identitätsfindung zu helfen, so gilt aufs neue: Aufarbeitung gesetzlicher Traditionen in Kirche und Theologie selbst, eigenes Lernen der Kirche, Bereitschaft, sich von den schon längst vorangegangenen jungen Frauen und ihren Lösungsversuchen anreden zu lassen. Dann erst wird Kirche ihrerseits auch geben können . . .

3 Schlußbemerkung

Wir gingen aus von der Frage, welche Theologie heute »unten« lebe, bei den ganz normalen Kirchenmitgliedern, speziell den Jugendlichen. Die Frage verband sich uns bei der Betrachtung der einzelnen Facetten jugendlicher Alltagserfahrungen immer wieder mit der anderen, welche Rolle die real existierende Kirche und Theologie für die Lebensbewältigung der Jugendlichen spielen, spielen könne, spielen solle. Ich ziehe ein Fazit in wenigen Sätzen:

Die theologischen »Schätze« der Kirche sind wie unter Verschuß, den »Besitzenden« (theologisch »Gebildeten«) vorbehalten; »unten«, wo sie

dringend benötigt würden, sind sie weitgehend nicht einmal mehr geahnt. Der Schlüssel zur Schatzkammer liegt in den Erfahrungen derer »unten«. Würden sie von Kirche und Theologie zugelassen, aufmerksam bedacht, statt von scheinbar festen Positionen her theologisch abqualifiziert zu werden, so würde »aufgeschlossen«: Die Schätze kämen unters Volk, die Gnade könnte sich erneut inkarnieren, statt rein, aber steril unter Verschuß gehalten zu werden. Anfänge dieses Geschehens sind da . . .

Frau Dr. *Marie Veit* ist Professorin für Didaktik des Religionsunterrichts an der Justus-Liebig-Universität Giessen.